basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Gabrielle Alioth: Die Heimat im Kopf

Autor(en): Michele M. Salmony

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1995

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/da5e5aa4-3331-4e83-880c-a9fe829a7ff3

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Literatur

Michèle M. Salmony

Gabrielle Alioth: Die Heimat im Kopf

Natürlich kenne ich sie alle, den Stubenmeister, die Männer mit den hohen Hüten, den engelsgesichtigen Stadtschreiber, die Gauklerin und das Mädchen am Pranger. Ich kenne sie.
Natürlich kenne ich Gabrielle Alioth: Auf der Kohlenbergtreppe, im Schulzimmer Homer und Ovid übersetzend (Jacques Brel), auf der Klagemauer (Leonard Cohen), in der Eisfabrik bei Frau Bickel (Beatles und Land des Lächelns), auf dem Petersplatz im Park Sonne tankend vor der nächsten Vorlesung (Georges Brassens), in der BAK[1] (stell' endlich deinen Computer ab, ich habe Durst), in Strassburg vor dem Münster, am Bahnhof-für-immer vor elf Jahren, in Rosemount am Fluss jetzt. Ich kenne ihre Sprache: Musik, die über monströse Abgründe schwingt, über existentielle Schrecklichkeiten des Lebens hinwegsingt. Keine Silbe zuviel, kein Konsonant, der holpert – Lyrik eigentlich, und nicht Prosa. «Traumverlorener Erzählton», «Wortwahl, die fesselt durch ihre Behutsamkeit», «in Worte von glanzvoller Schlichtheit gefasst» – so oft wird diese Sprache in Rezensionen gepriesen, was soll ich neu erfinden? Als Geschichtenschreiberin hat sie ihre Sprache gefunden, unverkennbar *ihre* Sprache in ‹Der Narr›, in ‹Wie ein kostbarer Stein› und in ‹Die Arche der Frauen›. Ihre Sprache, derer man nicht müde wird, und für die man ihr dankbar ist, denn die Inhalte sind erschreckend, grausam, traurig, beklemmend – Geschichten über die Mühsal und Unfähigkeit des Menschen zu lieben, sich mitzuteilen, zu leben. Ob weit weg im Brokat des Mittelalters oder weit weg am Fluss auf der Insel, sie kommt ganz nah an die Lesenden und berührt sie dort, wo es weh tut, in ihrer Sprache aber, die lindert und tröstet. In ihren Zeilen trifft Grausamkeit auf Schönheit.

«Denn von Hause aus, sehen Sie, bin ich Volkswirtin, und in der trockenen Luft zwischen Bildschirm und Printer hat man mir beigebracht, die Realität in Zahlen zu fassen, in Gleichungen und Modelle, mit denen man spielen kann, wie mit elektrischen Eisenbahnen.»[2] Sie ist auch Journalistin und scharfzüngige Rednerin.
Ich kenne sie. Ich könnte sie jederzeit anrufen und fragen: «Hör mal, diese Anna, ich bin mir nicht sicher, aber ist das die X oder die Y? Mensch, weisst Du noch…» Ich kenne ihre Figuren, die anders oder gar andere sind, als jene, die ich kenne. Habe ich mich klar ausgedrückt? «All die Unvollkommenheiten, Zufälligkeiten und Sinnlosigkeiten der Wirklichkeit lassen sich am Schreibtisch in Bestimmung verwandeln, in Bedeutung und Absicht. So dient die Fiktion denn nicht der Aufhebung der Realität sondern ihrer Verbesserung, ja in gewisser Weise wird die Fiktion zur Rache an der Realität.»[3] Und so ist alles, was sie schreibt, und so ist alles, was wir tun, autobiographisch. Ich erkenne mich im buckligen Narren ihres ersten Romans. Und ich kenne Leute, die Gabrielle noch nie gesehen haben, und sie erkennen sich ebenfalls in diesem Narren. Und das ist, nebst ihrer Sprachkunst, ihre Webkunst: Realitäten (historische und zeitgenössische) durch ihre Erzählstruktur derart zu verweben, dass am Ende die Wahrheit einzig in der Fiktion liegt, die Sie, mich und den Herrn dort drüben auf dem Gehsteig meint.
Irland ist weit weg – eine Insel am Rande Europas, pflegt Gabrielle Alioth zu sagen. Sie sitzt jetzt an ihrem Schreibtisch, und ich sehe sie, den Bleistift zwischen Daumen und Zeigfinger wippend zum Fenster hinausschauen, über den

Garten zum Fluss runter. Jeden Tag. «Auch geschriebene Sätze füllen die Stille, brechen das Schweigen, und in der Auseinandersetzung mit ihnen ist man unverletzlich.»[4] Und so hat sie die folgende Geschichte erfunden, und ich kenne keine der Figuren, den Stubenmeister nicht, die Männer mit den hohen Hüten, den engelsgesichtigen Stadtschreiber, die Gauklerin und das Mädchen am Pranger, ich kenne sie alle nicht. Und ich werde Gabrielle anrufen und sagen: «Gefällt mir, Deine Geschichte. Aber einmal könntest Du ja wirklich über mich schreiben. Übrigens, hast Du gewusst, dass sie die EPA abgerissen haben und den Rebetez und das Versicherungsgebäude am Aeschenplatz? Die neue Wettsteinbrücke ist fertiggebaut, und bei uns in der Strasse haben sie einen Baum gefällt. Wann kommst Du endlich mal wieder? Ich hab eine neue Kneipe entdeckt. Ich möcht' mal wieder so richtig eine Nacht mit dir durchzechen.»
«Wer fort geht, kehrt auch zurück, und sei es auch nur an jenen Ort in unserer Erinnerung. Die Heimat im Kopf lässt sich nicht verlieren, auch wenn uns nichts Konkretes – Menschen, Sprache – mehr an sie bindet.»[5]

Gabrielle Alioth (1995).
◁

Anmerkungen

1 Basler Arbeitsgruppe für Konjunkturforschung.
2 Gabrielle Alioth, Von Zahncrème und Glashäusern, in: Herbert Herzmann (Hg.), Literaturkritik und erzählerische Praxis, Deutschsprachige Erzähler der Gegenwart, Tübingen 1995, S. 195ff.
3 Ebd.
4 Ebd, S. 197.
5 Gabrielle Alioth, Post-babylonische Versprechen, Thesen aus dem freiwilligen Asyl [recte: Exil], in: Uwe Westphal/Fritz Beer (Hg.), Exil ohne Ende, Das PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland, Gerlingen 1994, S.102.